

Joseph Wittlin

# Das Salz der Erde

*Aus dem Polnischen von Izydor Berman,  
durchgesehen von Marianne Seeger*

*Mit einem Nachwort  
von Martin Pollack*

FISCHER Klassik

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Sól ziemi« 1935 in Warschau.



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, April 2014

© by Joseph Wittlin 1935 Warschau und 1952 New York  
Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 1937 by Verlag Allert de Lange, Amsterdam  
© 1969 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: CPI book GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-90580-5

*Unsere Adressen im Internet:*  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)  
[www.fischer-klassik.de](http://www.fischer-klassik.de)

*Martin Pollack*  
Ein Charlie Chaplin des Ersten Weltkriegs

Galizien war ein zentraler Schauplatz im Ersten Weltkrieg, der von den Bewohnern der östlichsten Provinz der Habsburgermonarchie einen ungeheuren Blutzoll forderte und das Land verwüstet zurückließ. Polen, Ukrainer, Juden und Deutsche, um nur die wichtigsten hier lebenden Bevölkerungsgruppen zu nennen, waren gleichermaßen von der epochalen Katastrophe betroffen, egal, ob in Uniform oder Zivil. Vertreibungen und Deportationen, Fluchten vor Kampfhandlungen und Pogromen entvölkerten zahllose Dörfer und ganze Landstriche. Als Kakanien im Sommer 1914 mit der Entfesselung des Kriegs beinahe lustvoll seinen eigenen Untergang einleitete, bedeutete das auch den Anfang vom Ende Galiziens, das als Kronland dieses Namens zusammen mit Österreich-Ungarn von den Landkarten verschwand. Doch als Mythos lebt es fort. Und als düstere Metapher. Auf Jahre hinaus stand Galizien synonym für das unermessliche Elend und die Grausamkeiten des Krieges.

*Das Salz der Erde* von Joseph Wittlin ist eines der wichtigsten und schönsten literarischen Zeugnisse des ersten Großen Krieges. Es erschien 1935, als der Zweite Weltkrieg, noch viel mörderischer als sein Vorgänger, bereits seine drohenden Schatten vorauswarf. Das wusste keiner präziser vorherzusagen als Joseph Wittlin, begabt mit einem unglaublich feinen Sensorium für die heraufziehende Apokalypse. Im Jahr 1936 schrieb er nach einer Reise durch Österreich und die Schweiz in einer Skizze mit dem hellsichtigen Titel ›Vor dem Ende der Welt‹: »Ich habe in meiner Vorstellung bereits die Vernichtung der großen Hauptstädte Europas gesehen, ich habe die schönsten Plätze der Erde zerstört, zerbombt und vergast gesehen. Denn alles, was in den letzten Jahren in der Welt unternommen wurde, diente mehr oder weniger dem geplanten Ausbau der Vernichtung.«

Wer war dieser Autor, der mit solch beängstigender Genauigkeit die kommenden Schrecken prophezeite? Joseph Wittlin entstammte einer Familie jüdischer Gutsbesitzer und -pächter in Ostgalizien. Er kam 1896 zur Welt, auf dem Landgut Dmytrów, nordöstlich von Lemberg, nahe der Grenze zu Wolhynien. Als seine Mutter schwer erkrankte, zog die Familie nach Lemberg. Doch auch noch in späteren Jahren – die Mutter starb, als er sieben Jahre alt war – verbrachte Wittlin viel Zeit auf dem Land, bei den Großeltern und anderen Verwandten, alle Gutsbesitzer. In Lemberg besuchte er das klassische Gymnasium, was seinen weiteren Lebensweg prägen sollte, weil es ihn mit der altgriechischen Literatur bekannt machte. Bei Ausbruch des Krieges meldete sich Wittlin, noch vor Ablegen der Matura, zum Dienst in der Legion Wschodni, Ostlegion, die im August 1914 in Lemberg aus polnischen Freiwilligen gebildet, allerdings wenig später wieder aufgelöst wurde, weil sich ein Teil der Legionäre weigerte, den Treueid auf den österreichischen Kaiser abzulegen. Eine kurze militärische Episode. Als die Russen vor Lemberg standen, flüchtete Wittlin wie viele seiner Landsleute nach Wien, wo er 1915 die Matura nachholte und zu studieren begann. An der Wiener Universität lernte er einen anderen galizischen Flüchtling kennen, Joseph Roth, mit dem er lebenslang freundschaftlich verbunden blieb. Die beiden jungen Männer hatten vieles gemeinsam, nicht nur die Herkunft und die Ambition, Schriftsteller zu werden. In 1944 erschienenen Erinnerungen an Joseph Roth schrieb Wittlin: »Bereits im ersten Kriegsjahr waren wir beide Pazifisten und auch ein wenig Anarchisten. Unsere Autorität war der berühmte Karl Kraus.«

Doch bei aller Verehrung für den Herausgeber der ›Fackel‹, der die Kriegsbegeisterung erbarmungslos zerpfückte, waren es die Jungpazifisten offenbar bald leid, sich dem Vorwurf der Drückebergerei auszusetzen, weshalb sie sich freiwillig meldeten. Als Wittlin den Marschbefehl erhielt, erkrankte er an Scharlach – womit sein aktiver Dienst schon wieder zu Ende war. Er verbrachte lange Zeit in Lazaretten und Erholungsheimen, was ihm Gelegenheit bot, sich jenem Werk zuzuwenden, das ihn viele Jahre beschäftigen

sollte: der polnischen Übersetzung der *Odyssee*. Insgesamt publizierte er drei Fassungen, die erste 1924, eine gründlich überarbeitete Version 1931 und die letzte, mit einem umfangreichen Vorwort, 1957. Wie viele Intellektuelle aus Galizien war Joseph Wittlin zweisprachig, sein Deutsch war perfekt. Dieser Fähigkeit verdanken wir meisterhafte Übersetzungen deutscher Autoren ins Polnische, die heute noch Gültigkeit haben. 1929 erschien *Der Steppenwolf* von Hermann Hesse, 1931 kamen gleich drei Titel von Joseph Roth heraus, *Hiob*, *Flucht ohne Ende* und *Zipper und sein Vater*, 1937 folgten Roths *Die Beichte eines Mörders, erzählt in einer Nacht*, und 1939, kurz vor Kriegsausbruch, *Die Kapuzinergruft*.

Obwohl Joseph Wittlin, anders als etwa Georg Trakl, nicht selbst Zeuge des sinnlosen Kämpfens und Sterbens geworden war, kehrte er als überzeugter Kriegsgegner ins Zivilleben zurück. Angesichts der Ereignisse in seiner »mała ojczyzna«, seinem kleinen Vaterland, dem einstigen Ostgalizien mit der Hauptstadt Lemberg, fiel ihm diese Haltung freilich nicht leicht. Der Erste Weltkrieg war noch nicht zu Ende, da begannen Polen und Ukrainer um Ostgalizien zu kämpfen, wo die ukrainische Bevölkerung die Mehrheit ausmachte, die Polen jedoch die Vorherrschaft beanspruchten, wirtschaftlich, politisch und kulturell. Wieder wurde Lemberg von feindlichen Truppen besetzt, diesmal waren es allerdings die ukrainischen Nachbarn, vielleicht Freunde. Als polnische Truppen im November 1918 die Stadt von den Ukrainern zurückeroberten, richteten sie ein blutiges Gemetzel unter den Juden an – als Rache dafür, dass sie sich im Bruderkrieg nicht für Polen ausgesprochen, sondern für neutral erklärt hatten. Die Juden in Galizien hatten in der väterlichen Gestalt des Kaisers in Wien stets einen Garanten für ihre Sicherheit gesehen: solange Franz Joseph über sie wachte, würde es keine Pogrome wie in Russland geben. Dieser beinahe kindliche Glaube fand sich nun, da der Kaiser sie verlassen hatte, grausam bestätigt. Über das moralische Dilemma, in das der polnisch-ukrainische Krieg ihn stürzte, schrieb Wittlin in einem Text mit dem Titel »Aus den Erinnerungen eines ehemaligen Pazifisten«:

»Wenn ich den österreichischen Krieg mit reinem Gewissen ein Verbrechen nennen konnte, für das die Monarchen, Diplomaten, Journalisten und Lieferanten die Verantwortung tragen, wie sollte ich mich angesichts der Kämpfe um Lemberg verhalten, deren Ausgang mir nicht gleichgültig war? Konnte ich denn, angesichts des von mir ersehnten polnischen Sieges, die Augen vor dem dreitägigen antijüdischen Pogrom verschließen? Ich wurde hier zum Zeugen eines Ereignisses, das all meine bisherigen Ansichten über den Krieg umwertete.«

Die *Odysee* und der Krieg, diese beiden Themen, untrennbar miteinander verbunden, sollten Wittlin sein ganzes Leben lang begleiten. 1925 erschien eine Sammlung literarischer Skizzen und Reden mit dem programmatischen Titel: *Krieg, Frieden und die Seele des Dichters*. Im zentralen Essay setzt sich der Autor mit dem Wesen des Krieges auseinander, der alle Werte umstürzt und die bisherigen Gebote außer Kraft setzt. »Aus dem Verbrechen des Tötens wird in einem Augenblick die soldatische Tugend geboren.« Um die Scheußlichkeit des blutigen Handwerks zu kaschieren, das sie erwartet, verkleiden sich junge und alte Männer wie Kinder, klirren mit den Sporen und marschieren zum Klang von Trompeten im Gleichschritt. »Die Unmoral wird zur Moral, und der unbeugsame Wächter der Wahrheit zum Herold der Lüge.« Auch mit den Vertretern der Religionen geht Wittlin hart ins Gericht, die, egal ob römisch-katholische oder unierte Priester, orthodoxe Popen, jüdische Rabbiner, evangelische Pastoren oder muslimische Mullahs, begeistert in die jeweilige Uniform schlüpfen und in der Überzeugung, Gott stehe einzig und allein auf ihrer Seite, Hassgesänge gegen den Feind anstimmen, der in der Regel zu demselben Gott betet, manchmal in derselben Sprache. Dennoch sieht Wittlin am Ende im Glauben, in der Idee der christlichen Nächstenliebe den einzig denkbaren Ausweg für den Menschen, hin und her gerissen zwischen Kriegsbegeisterung und Friedenssehnsucht.

Die politische Entwicklung in Europa, auch in seiner Heimat Polen, wo die ohnehin wackelige Demokratie zunehmend ausgehöhlt wird, zerstört alle Hoffnungen, dass die Menschen etwas aus

der blutigen Lektion gelernt haben könnten. Wittlin traut den allseitigen Friedensbeteuerungen nicht. »Das ruhige Gewissen des Nachkriegsmenschen ist die beunruhigendste Erscheinung, und man weiß nicht, was uns mehr demoralisiert: der Krieg oder der Frieden?«, schreibt er ratlos in den ›Erinnerungen eines ehemaligen Pazifisten‹, publiziert 1930 in der Warschauer Zeitschrift ›Wiadomości Literackie‹ (›Literarische Nachrichten‹).

In dieser Zeit arbeitet der Autor bereits seit ein paar Jahren am Roman *Das Salz der Erde*, der ihn mit einem Schlag berühmt machen sollte. Ursprünglich war der Roman geplant als erster Teil einer Trilogie mit dem Titel *Die Geschichte vom geduldigen Infanteristen*. Von den folgenden Teilen – *Der gesunde Tod* und *Das Loch im Himmel* – legte er nur Fragmente des zweiten Buches vor, die erst 1972, vier Jahre vor seinem Tod, in der polnischen Exilzeitschrift ›Kultura‹ in Paris publiziert wurden. *Das Salz der Erde* wurde in Polen begeistert aufgenommen, sowohl von Seiten der Kritik als auch der Leser, der Autor heimste Ehrungen und Preise ein. Auch im Ausland wurde man rasch aufmerksam. Noch vor Erscheinen der deutschen Übersetzung im Jahr 1937 veröffentlichte Alfred Döblin eine enthusiastische Besprechung, in der er den Roman mit Jaroslav Hašeks *Schwejk* verglich: *Ein polnischer Soldat Schwejk*. Das Werk war tatsächlich brandaktuell. Getrieben von Hitlerdeutschland, taumelte Europa bereits in den nächsten Krieg, der noch viel schrecklicher sein würde als der erste. Aufgrund der Verhältnisse in Deutschland konnte Döblins Rezension nurmehr in der von Emigranten geführten ›Pariser Tageszeitung‹ erscheinen, und die deutsche Ausgabe von Wittlins Roman wurde vom Exilverlag Allert de Lange in Amsterdam herausgebracht, mit einem Vorwort von Joseph Roth. In Deutschland landete das Werk sofort auf der Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums. Ebenfalls 1937 erschienen die dänische, tschechische und russische Übersetzung, 1939 die englische, französische, italienische, schwedische und ungarische. Im selben Jahr wurden Buch und Autor für den Nobelpreis vorgeschlagen. Es wirkt wie eine bittere Ironie des Schicksals, dass dieses Werk, »das einen hervor-

ragenden Platz in der europäischen pazifistischen Literatur einnimmt« (Czesław Miłosz), ausgerechnet am Vorabend des Zweiten Weltkriegs seinen Siegeszug antrat.

*Das Salz der Erde* ist nicht eigentlich ein Buch über den Krieg, sondern eines über den Menschen, der erst kriegstauglich gemacht werden muss, ehe man ihn, in Uniform, mit gewichsten Stiefeln und blank geputzten Knöpfen, von Kadavergehorsam durchdrungen, ins blutige Schlachten schicken kann. Erst wenn der Mensch sein Denken, seinen Willen, alles Private abgelegt hat, sogar seine Sprache, die er mit dem Armeeslawisch, einem Gulasch aus allen slawischen Sprachen, vertauscht, ist die Verwandlung des Zivilisten in den Soldaten erfolgreich vollzogen. In einem ›Kleinen Kommentar zum *Salz der Erde*‹, publiziert kurz nach Erscheinen des Buches, schreibt Wittlin über die damals ganz Europa infizierende Tendenz, den Menschen ihr Menschsein auszutreiben, um sie erneut zu gefügigen Tötungsmaschinen zu machen:

»Es gibt in unserer Zivilisation etwas, was ich den Kadaverismus nennen würde. Was mich angeht – kann ich mich mit keiner Zivilisation abfinden, die ihre Existenz auf Leichen baut. Wenn die heutige Jugend leichten Herzens das Wort ›Krieg‹ ausspricht und sich am Leichengift künftiger Schlachtfelder berauscht, ist nichts zu machen: die Jugend erinnert sich nicht an das große Morden der Nationen, sie denkt vielleicht nur an seine traurigen Folgen. Aber mich erschreckt der seelische und geistige Zustand vieler meiner Altersgenossen, ehemaliger Kombattanten, die der Jugend die Augen öffnen könnten, es jedoch nicht tun.«

Als er *Das Salz der Erde* schrieb, habe er vor allem die Jugend, die Enkel und Urenkel der Weltkriegssoldaten vor Augen gehabt, erklärt Wittlin im ›kleinen Kommentar‹. Es ist schwer zu sagen, weshalb er die geplante Trilogie nicht fertigstellte – er starb 1976 in New York, in der Emigration. Vielleicht lag es an den politischen Umständen, an den Wirren des Zweiten Weltkriegs, der den Dichter aus Europa vertrieb, an der Entfremdung von seiner Heimat, in die er nach 1939 nie mehr zurückkehren sollte. Oder es war ein Aus-



druck der Resignation. In Polen stand Wittlin lange Jahre auf dem Index, *Das Salz der Erde* konnte dort erst wieder 1979, nach seinem Tod, erscheinen. In der Emigration schrieb Wittlin ein schmales, schönes Buch über seine Heimatstadt, *Mein Lemberg* (1946), Erinnerungen und Liebeserklärung zugleich.

Der Held des Romans *Das Salz der Erde* ist ein einfacher Bauernbursche namens Piotr Niewiadomski, Bahnbediensteter auf der kleinen Station Topory-Czernielitza in der Huzulei, den vom Bergvolk der Huzulen bewohnten Gebieten der Waldkarpaten, nahe der Grenze zur Bukowina. Aus der Sicht dieses einfachen Menschen, eines Analphabeten, der nicht rechts von links unterscheiden kann (beim Militär naturgemäß wichtig!), wird der Roman erzählt. In oft geradezu biblischem Ton. Piotrs Mutter war Huzulin, der Vater, den er nicht kannte, ein Pole, deshalb der Name Niewiadomski. So wurden Kinder genannt, »deren *pater incertus est*«. Piotr fristet ein bescheidenes Leben als Träger bei der Bahn, hat jedoch, was ihn tief schmerzt, keine Uniform, nicht einmal eine Kappe mit den kaiserlichen Insignien. Die Erzählung setzt kurz vor Ausbruch des Krieges ein, der in die stille, verträumte Huzulei einbricht mit dem Rattern und schrillen Pfeifen der Züge, die Soldaten und Kriegsgerät an die Front schaffen. Die Zeit der Handlung umfasst nicht ganz einen Monat, von den Morgenstunden des 28. Juli, als die Nachricht von der Mobilmachung, »An meine Völker«, in der kleinen Station einlangt, bis zum 25. August 1914. Da ist Piotr bereits eingezogen und wird vom Stellvertreter des Kaisers, Stabsfeldwebel Bachmatiuk, in einer Kaserne in Ungarn zum Soldaten gemacht. Doch zunächst erlebt er durch den Krieg einen Aufstieg. Da der Bahnwärter Banasik den Einberufungsbefehl erhalten hat, wird Piotr zu seinem Nachfolger ernannt und bekommt die ersehnte kaiserliche Kappe und eine kleine Fahne, um vor den durchfahrenden Zügen zu salutieren. Doch dann wird auch er vom Kaiser gerufen, der örtliche Gendarm, Korporal Durek, überbringt den Einberufungsbefehl. Piotr ist erstaunt, dass der Kaiser im fernen Wien überhaupt weiß von der Existenz des Bahnträgers

Piotr Niewiadomski, Sohn der Wasylina, in der Gemeinde Topory-Czernielitza, im Bezirk Śniatyn, auf der Linie Lemberg–Czernowitz–Itzkany, und ihm einen Brief schreibt, den er mit den Worten beginnt: »Herr Piotr Niewiadomski«.

Über den Helden des Buches ist viel geschrieben worden. Wittlin selber erklärt 1937 in einem Brief an den polnischen Kritiker Karol Wiktor Zawodziński, Piotr sei kein Repräsentant des ›kleinen Mannes‹ und schon gar nicht eine Verkörperung des Autors. »Niewiadomski ist kein typischer Vertreter irgendeines Teils der Menschheit, so wie Charlie Chaplin kein typischer amerikanischer Landstreicher ist. Ich wollte, dass Piotr Niewiadomski so etwas wie ein Chaplin des Weltkriegs wurde.« Bei genauerem Hinsehen hat Piotr auch nichts gemein mit Jaroslav Hašeks bravem Soldaten Schwejk, der sich vor der österreichischen Kriegsbürokratie als Trottel ausgibt und überall durchschwindelt, damit aber gleichzeitig die Dumpfheit des Militärapparates demaskiert. Piotr ist jede Arglist fremd, er weiß, dass er dem Kaiser in Wien bedingungslosen Gehorsam schuldet. Er denkt auch gar nicht daran, sich vor dem Soldatendienst zu drücken, obwohl er den Krieg als Werk des Satans betrachtet, der dem Herrgott eins auswischen möchte. Piotr betrachtet die fremde Welt, in die er vom Krieg geworfen wird, distanziert, mit den Augen des einfältigen, einfachen Menschen, dem alles neu ist – dadurch gelingt es dem Erzähler, einen ironischen Ton zu erzeugen, der leise und leicht durchs ganze Buch schwingt. Niewiadomski ist ein treuer Untertan, aber er ist überzeugt, dass nur der berechtigt ist, dem Menschen das Leben zu nehmen, der es ihm gegeben hat. Und das waren weder der Kaiser noch seine Minister oder Generäle, sondern der liebe Gott, der dafür Piotrs Mutter, Wasylyna, und seinen unbekanntem Vater auserwählt hat.

Trotzdem unterwirft sich Piotr der Umwandlung vom simplen Bahnträger in den strammen Landsturminfanteristen des ersten Zuges der 2. Kompanie ohne zu Murren. Er bewundert den Stabsfeldwebel Bachmatiuk, neben Piotr die zweite Hauptgestalt des Romans, der diese Wandlung mit geradezu religiösem Eifer voll-

bringt. Das Buch endet mit einem Blick auf die Rekruten, die endlich gelernt haben, wie Soldaten, ordentlich ausgerichtet, in einer Reihe zu stehen. Nun kann man sie in den Krieg schicken. Und in den Tod. »Bachmatiuk schaute verzückt auf die erstarrten Gesichter, Uniformen und Stiefel. In seinen Ohren sumimte eine ideale Stille, aus seinem Wort geboren. Er atmete den süßen Geruch des Gehorsams aus der Angst. Und er war glücklich. An diesem ersten Schöpfungstag, da er die Seelen der ältesten Landsturmjahrgänge in Besitz nahm – sah er sein Werk beendet. Und er sah, dass es gut war.«

Eine gesonderte Erwähnung verdient der Übersetzer ins Deutsche, der Lyriker, Essayist, Rezensent und Satiriker Izydor Berman. Über sein Leben wissen wir wenig. Er wurde 1898 geboren und studierte in Lemberg Germanistik. Nach dem Studium unterrichtete er am Gymnasium Deutsch und schrieb für polnische und jüdische Zeitungen und Zeitschriften. So wie Wittlin war auch Berman zweisprachig, er übersetzte u. a. Joseph Roth, Ödön von Horváth und Franz Kafka ins Polnische – und *Das Salz der Erde* ins Deutsche. Von Joseph Roth erschienen in seiner Übertragung vier Romane, *Hotel Savoy*, *Rechts und links*, *Tarabas* und *Die Geschichte von der tausendundzweiten Nacht*. Am wichtigsten war jedoch sein Bemühen, Kafka in Polen bekannt zu machen, wobei Berman stets auf die »Jüdischkeit« des Prager Dichters hinwies. Damals wurde in polnisch-jüdischen Kreisen viel darüber diskutiert, ob sich jüdische Autoren zwischen Assimilation oder einem bedingungslosen Bekenntnis zum Judentum (Jiddisch bzw. Hebräisch) entscheiden müssten. Berman vertrat die Ansicht, dass selbstverständlich eine jüdische Literatur in der jeweiligen Landessprache, Deutsch, Polnisch, Russisch usw., ihre Berechtigung habe. Als seine Übersetzung von *Das Salz der Erde* erschien, sahen sich die Juden in Polen bereits konfrontiert mit einem rabiaten Antisemitismus, zumindest teilweise von der katholischen Kirche getragen (und geschürt). Anfang 1938 bekam Izydor Berman die Brutalität der heimischen Faschisten am eigenen Leib zu spüren, als er in seiner Heimatstadt

von antisemitischen Schlägern krankenhaushausreif geprügelt wurde. Ein kleiner Vorgeschmack auf das Kommende. 1942 wurde Berman von den Nazis im Janowski-Lager in Lemberg ermordet, mit vielen anderen jüdischen Intellektuellen, unter ihnen Debora Vogel, die Freundin von Bruno Schulz, und der Kritiker Ostap Ortwin, Übersetzer von Otto Weiningers *Geschlecht und Charakter*. Die Liste der polnisch-jüdischen Übersetzer, die sich um die deutschsprachige Literatur verdient gemacht haben und dann von den Deutschen (und Österreichern) umgebracht wurden, ist lang, eine gründliche Aufarbeitung dieses Themas steht noch aus.

*Wien, im Januar 2014*